

Der Graubündnerdichter Maurus Carnot

Nächst Heinrich Federer genießt in der Schweiz heute kein katholischer Dichter soweit verbreitete Anerkennung, Verehrung und Bewunderung wie der schlichte, liebenswürdige Graubündner Erzähler und Sänger P. Maurus Carnot. Während aber Federers Name weit über die Grenze der Eidgenossenschaft hinaus im ganzen deutschen Sprachgebiet mit hohen Ehren genannt wird, kennt man Carnot nördlich von Rhein und Bodensee nur in verhältnismäßig kleinen literarisch interessierten Kreisen. Wohl sind die meisten von seinen Dramen in einem reichsdeutschen Verlag (Thomas-Druckerei in Kempen a. Rh.) erschienen — manche sogar in mehreren Auflagen —, wohl wurden sie in verschiedenen deutschen Städten, einige selbst in der Reichshauptstadt, auf Schul- und Vereinsbühnen erfolgreich aufgeführt; da aber die Hauptstärke dieses Dichters nicht auf dem dramatischen Gebiete liegt, und Carnots Erzählungen und Gedichte fast ausnahmslos von schweizerischen Verlegern herausgegeben wurden, so erklärt es sich unschwer, daß der reichbegabte, gemüts tiefe Bündner Dichter bisher in Deutschland noch lange nicht die Beachtung und Wertschätzung gefunden hat, die seine gehaltvollen, formschönen Geisteserzeugnisse verdienen.

Carnot wurde am 26. Januar 1865 in Samnaun, einem kleinen Seitental des weltberühmten Engadin nahe der Tiroler Grenze, im Kanton Graubünden geboren, trat nach Vollendung seiner humanistischen und philosophischen Studien in das Benediktinerkloster Disentis (Desertina, Einöde) im bündnerischen Oberland ein, ward 1888 Priester, 1894 Stiftsdekan und wirkt nun schon seit zweiundvierzig Jahren an der Stiftsschule als humanistischer Lehrer. Von der Würde und Bürde des Dekanats, die er über drei Jahrzehnte im heiligen Gehorsam trug, wurde er im Jahre 1925 erlöst. — Carnots Muttersprache ist Deutsch, doch spricht und schreibt er das Rätoromanische, die Sprache seiner Vorfahren, mit gleicher Gewandtheit. Von den vielen Ehrungen, die dem bescheidenen Ordensmann im Laufe der letzten drei Jahrzehnte in der Schweiz selbst von nichtkatholischer Seite zuteil wurden, soll hier nicht berichtet werden, ebenso wenig von seiner aufopfernden Mildtätigkeit für die notleidenden Österreicher während des Krieges und in den nächstfolgenden Jahren. Seine deutsch geschriebenen literarischen Werke allein mögen im Folgenden für ihren Verfasser Zeugnis geben.

Ein Bühnenstück ist das dichterische Erstlingswerk Carnots: das für Schulktheater und die Jungmännerbühne bestimmte, 1900 im Druck erschienene Schauspiel „Der Friedensengel“. Shakespeare und, wohl noch mehr, Calderon scheinen den Dichter bei der Abfassung seines Dramas beeinflusst zu haben, doch dürfte sich eine unzulässige Abhängigkeit von fremden Vorbildern weder für diese noch für die späteren dramatischen Arbeiten Carnots nachweisen lassen.

Odone Montefeltre, der Fürst von Urbino, und sein Enkel Ugone sind von haßerfüllten und hinterlistigen Feinden umgeben. Von den drei Brüdern Ubaldo ist Graf Ricardo, der älteste, ein Rivale und unversöhnlicher Gegner der beiden Montefeltre, da er die unter geheimnisvollen Umständen erfolgte Ermordung seines Vaters und später auch den gewaltsamen Tod seines Bruders Alfonso dem Fürsten zur Last legt. Alfonso und Beniamino Ubaldo sind dagegen Freunde des jungen Montefeltre, des engelgleichen, kaum dem Kindesalter entwachsenen Knaben Ugone. Der heimtückische Patrizier Gustavo Sasso ist der gefährlichste Feind des Fürsten — übrigens auch der

Grafen, denen er indes schmeichelt — ein mit allen Künsten der Intrige, Heuchelei und Verstellung vertrauter vornehmer Verbrecher. Sein Kollege im hohen Rat der Stadt, der Patrizier Malvezzi, steht unter seinem unheilvollen Einfluß, schreckt aber vor Blutschuld zurück. Der verkommene Soldat Rinaldo dagegen ist lediglich ein willenloses Werkzeug in der Hand Sassos. Er hat sowohl Alfonso wie schon früher den alten Ubaldo nach den Weisungen seines Gebieters ohne Gewissensbedenken ermordet, aber durch Sassos hinterlistige Machenschaften gerät der Bildhauer Francesco, ein Freund des Fürsten, in den Verdacht, den jungen Grafen umgebracht zu haben. Verhummelte Studenten machen die Heße gegen das Haus Montefeltre bereitwillig mit. Der Bettler Lorenzo und sein Söhnchen Torquato spielen eine halb komische, halb ernste Rolle, tragen jedoch schließlich zur Entlarbung Sassos bei. Die eigentliche Entscheidung wird durch Ugone herbeigeführt, der sich entschließt, um des Friedens willen allen Thronansprüchen zu Gunsten seines Freundes Beniamino zu entsagen und im Orden des hl. Benediktus sich ganz Gott zu weihen. Durch Ugones eindrucksvolles Auftreten erschüttert, legt Rinaldo ein öffentliches, umfassendes Geständnis ab und verfällt dann in Wahnsinn. Als Sassos verbrecherisches Treiben offenbar wird, ersticht sich der vornehme Missetäter selbst. Ricardo erkennt und bekennt seine Schuld und erhält von Ugone Verzeihung. Auch allen andern ehemaligen Feinden gegenüber lassen die beiden Montefeltre Großmut walten. So wird das Gnadenkind Ugone zum Friedensengel von Urbino, der die Stadt von dem Alpdruck einer achtzigjährigen innern Fehde befreit.

Das Stück hat, wo es aufgeführt wurde, offenbar guten Anflang gefunden; denn das schmucke Büchlein liegt bereits in 6. Auflage vor (Einsiedeln, Benziger u. Co.). Zweifellos vermag das von edelstem Idealismus getragene Schauspiel bei geschickter Regie auf jugendliche Gemüter begeisternd zu wirken und sie für Opfersinn, Treue, selbstloses Handeln im Dienste Gottes und der Mitmenschen zu entflammen. Wie die kurze Inhaltsangabe schon ahnen läßt, fehlt es diesem Erstlingswerk nicht an frischem, pulsierendem Leben, an Abwechslung, Verwicklung und Spannung, an großen Ausblicken und an Ansätzen zu dramatisch wirksamen Effekten. Das Motiv der Blutrache und eines durch Generationen fortlebenden Haders zwischen zwei mächtigen, einflußreichen Familien rückt einige dieser Personen in unheimlich düstere, andere in strahlend helle Beleuchtung.

Hier liegt nun freilich für den Dichter eine Klippe, die der Dramatiker Carnot auch später nicht immer vermieden hat: die Scheidung zwischen Gut und Böses, Weiß und Schwarz, Engeln und Teufeln ist etwas zu offenkundig und vollzieht sich nach allzu einfachen Gesetzen. Es fehlen — vielleicht weniger in diesem ersten Stück, wohl aber in manchen späteren — die Übergänge, und es fehlt auch an der psychologischen Begründung und künstlerischen Motivierung des Ausgangs, zumal bezüglich der Gestalt Rinaldos. An der Figur Ugones, des Haupthelden, vermißt man die kräftigen, männlichen Züge, dadurch haftet ihr eine gewisse Schwäche an, die vielleicht in der Aufführung gemildert, aber wohl kaum gänzlich überwunden wird.

Carnot hat im Laufe der Jahre noch eine ganze stattliche Reihe von Dramen für die Schul- und Dilettantenbühne geschrieben, die alle im Thomas-Verlag in Rempen erschienen sind. Die Titel deuten meistens schon den Inhalt an: „Benamtius“ (Dramatische Legende), „Franz Pizarro“ (Trauerspiel), „Feurige Kohlen“ (Schauspiel, Verherrlichung der Feindesliebe), „Der letzte Hohenstaufe“

(Trauerspiel), „Paula von Rom“ (Schauspiel, für die Mädchenbühne), „Otto III.“ (Trauerspiel), „Das erste Heiligtum am Rhein“ (Schauspiel). — Die dramatischen Erzeugnisse Carnots sind reich an hohen, dichterisch ergiebigen Gedanken, an anmutigen eingestreuten Liedern, an mannigfaltigen, bald ruhig gemessenen, bald leidenschaftlich bewegten Szenen und behandeln zum Teil ausgesprochen religiöse Stoffe, zum Teil der Profangeschichte und Sage entnommene Vorwürfe, doch ist auch bei den letzteren ein ernster, religiöser Grundton oder Kerngedanke immer erkennbar. So versteht man es sehr gut, daß diese Bühnenstücke sich großer Beliebtheit erfreuen, daß „Venantius“ bereits in 8., „Pizarro“ in 3., „Feurige Kohlen“ in 10., „Der letzte Hohenstaufe“ in 6., „Paula von Rom“ in 2. Auflage Verbreitung gefunden und die Leiter von Schulen, Jugendvereinen und Anstalten Carnots Dramen gern zur Aufführung bringen, zumal, da diese Stücke nach Aufbau, Ideengang, Sprache und den vorgeführten Gestalten an die Spielenden keine übermäßigen Anforderungen stellen. Einen wesentlichen Fortschritt unter dem eigentlichen dramatischen Gesichtspunkt gegenüber dem ersten Werke bedeuten die späteren Erzeugnisse meines Erachtens nicht, und die namhaft gemachten oder doch schon angedeuteten Mängel: allzu große Weichheit und Nachgiebigkeit des Titel- oder Haupthelden, nur teilweise Entfaltung der in Stoffen und Motiven liegenden dramatischen Keime, ein Vorwiegen der lyrischen Momente und Stimmungen gegenüber der zielstrebigen, geschlossenen Handlung, finden wir mehr oder weniger in sämtlichen Bühnenstücken Carnots wieder. Auch das jüngste, die erst vor wenigen Jahren (1923) erschienene liebliche Legende „Das letzte Heiligtum am Rhein“, worin uns die Anfänge des Klosters Disentis anschaulich vor Augen geführt werden, macht diesbezüglich keine Ausnahme, ja man kann eher sagen, daß hier, wie schon durch den Untertitel „Schauspiel in sieben Bildern“ nahegelegt wird, die strengen dramatischen Forderungen noch weniger berücksichtigt werden als in dem kühn geplanten, straffer komponierten, heute noch lesenswerten und lebensfähigen Erstlingswerk „Der Friedensengel“.

Bescheidenere als auf dem dramatischen begann Carnot seine dichterische Tätigkeit auf dem epischen Gebiet mit dem Büchlein „Sigisbert im rätschen Tale. Den lieben Kindern erzählt“ (Einsiedeln 1901, Benziger). Hier wird treuherzig, in einer für Großstadtkinder vielleicht allzu schlichten Form berichtet, wie der heilige irische Mönch Sigisbert, ganz allein und nur mit den für den Lebensunterhalt notwendigsten Dingen versehen, in das spätere Bündner Oberland kommt, wie er die beiden halbwilden Knaben Rätus und Kolumbin auffindet, sie nach und nach in die christliche Heilswahrheit einführt, sie den Gebrauch der wichtigsten Werkzeuge lehrt, in der Jagd, im Fischfang, in der Bebauung des Bodens, in der Zubereitung von Speisen und andern nützlichen Beschäftigungen unterrichtet, und wie er mit ihnen das erste Haus unter vielen Mühen aufführt.

Die romanische Ausgabe des Büchleins ist auf Verlangen einer von 2000 Männern besuchten Volksversammlung zum Schulbuch erklärt worden, und das kleine Werk hat auch, „in verschiedene Sprachen übersetzt, bei andern Kindern und ihren Freunden Einkehr gehalten“ (aus dem Vorwort).

Diese erste Erzählung Carnots, die sich wie eine fromme Robinsonade liest, verrät zwar bereits das glückliche epische Talent des Dichters, aber auf eine überragende Begabung für diese Darstellungsart würde man von hier aus wohl kaum schließen. Um so angenehmer ist man überrascht, in den beiden zeitlich nächstfolgenden Büchlein „Steinbock und Adler“ und „Bündnerblut“ zwei prosaepische Schriften zu finden, die in jeder Hinsicht zu den erfreulichsten, literarisch bedeutendsten Erzeugnissen der schweizerischen Heimatkunst gerechnet werden dürfen. Mit diesen an Umfang knappen, an künstlerischem Wert ansehnlichen Novellen hat der Sohn des hl. Benediktus zugleich die Schranken weltanschaulicher Vorurteile durchbrochen, die in der Schweiz fast noch lückenloser als in Deutschland von den nichtkatholischen gebildeten Kreisen gegenüber dem Eindringen von Geisteserzeugnissen ihrer katholischen Mitbürger aufgerichtet wurden. Die beiden Erzählungen sind, nachdem sie in erster Auflage vergriffen waren, vom Verein für Verbreitung guter Schriften in Bern übernommen und in je 25 000 Exemplaren abgesetzt worden; 1921 erschienen sie im österreichischen Verlag Styria (Graz und Wien) unter dem Titel: „Geschichten aus dem Bündnerland“.

In „Steinbock und Adler“ behandelt Carnot eine geschichtliche Episode aus der Zeit des sog. Schwabenkriegs, des Feldzugs Kaiser Maximilians I. im Jahre 1499 gegen die Eidgenossen und die mit ihnen in treuer Waffen-genossenschaft kämpfenden Graubündner. Der Schauplatz ist die engste Heimat des Dichters, Samnaun und die angrenzende Tiroler Landschaft. Die Samnauner, „von denen man nicht recht weiß, wohin sie gehören“, standen schon damals und stehen heute noch mit ihren Tiroler Nachbarn in freundschaftlichem Verkehr, und manch ein Bündner holte sich seine Braut jenseits der politischen Grenze. Auch der junge reichbegabte Korsin Laret, der Held der Erzählung, aus einer der besten Familien des Tales entstammend, hat sich mit einer Tirolerin aus dem nahen Dorfe Pfunds, der Wirtstochter Johanna vom Gasthaus zum Habsburger Adler verlobt. Der von allen Grenzbewohnern mit Bangen vorausgesehene Krieg wird zur Wirklichkeit und zwingt hüben und drüben die Leute zu klarer, unzweideutiger Stellungnahme.

Der Steinbock ist das Wappen des Bischofs von Chur und zugleich das Abzeichen des Gotteshausbundes (des an Österreich grenzenden Teils von Graubünden), der Adler prangt auf den kaiserlichen Fahnen. Noch bevor der Krieg ausgebrochen ist, ergözen sich in Pfunds österreichische Truppen und mit ihnen die waffenfähige Jungmannschaft des Ortes damit, die Figur des Steinbocks mit Pfeilen zu spitzen. Der gerade anwesende Korsin wird von ihnen aufgefordert, sich an dem Wettsschießen zu beteiligen. Widerstrebend gibt er schließlich dem Drängen nach und tut den verhängnisvollen Schuß, der seine zeitweilige Internierung durch die Österreicher zur Folge hat:

„Auf den Kopf des Steinbocks!“ riefen mehrere. Korsin legte die Armbrust auf den Boden: „Das ist ein blöder Scherz! Ja, auf den hölzernen Steinbock könnt ihr schießen; versucht's auf den Graubündner Steinbock!“ Der junge Maltig war in der Nähe; aber auch Johanna hatte sich durchs Volk gedrängt. „Ist das kein Tiroler, kein Kaiserlicher?“ rief Maltig. „Ich bin aus dem Tale Samnaun und stehe unter dem Steinbock des Gotteshausbundes“, entgegnete Korsin fest. „Ein Samnauner? Dann mußt du

schießen! Von euch weiß man nicht, wohin ihr gehört. Frisch ein Pfeil auf den Steinbock! drängte der junge Maltig und hob die Armbrust vom Boden. — Im gleichen Augenblick trat Johanna hinzu und legte die Hand auf Korsins Arm: „Korsin, du sollst schnell ins Dorf hinauf, schnell — komm!“ „Ah, Fräulein Johanna vom Kaiseradler! Ein wenig Geduld, es ist gleich geschehen“, flüsterte Maltig und reichte Johanna die Hand. Johanna wurde rot und streckte in der Verwirrung dem Junker die Hand hin. Korsins Augen funkelten; er stand groß und schön da, auf seiner Stirn schwoll die Ader, ein Gedanke fuhr ihm durch den Kopf in die Hand. Im nächsten Augenblick hatte er die Armbrust ergriffen und sprach laut: „Gut, ich wage den Schuß!“ Ringsum ward es stille. Korsin zielte nicht lange; der Pfeil flog — er flog in das Banner und blieb im Adler stecken. Im gleichen Augenblick warf er die Armbrust auf den Boden, daß sie klirrte, und dann rief er: „Ihr habt's gewollt! So schießt der vom Gotteshausbund!“

Wieder aus der Gefangenschaft befreit, führt er als Hauptmann die Samnauner über die österreichische Grenze, kämpft in der Schlacht an der Kalven mit, wo 6000 Bündner ein stark verschanztes Heer von 15000 Kaiserlichen in wildem Ansturm überwältigten, bleibt schwer verwundet nach Abzug seiner Landsleute in der Obhut des Abtes eines nahen Klosters zurück, erstickt, kaum genesen, in einem Zustand nur halb zurechnungsfähiger, rasender Eifersucht den jungen Maltig, den Sohn des kaiserlichen Vogtes von Nauders, und wird von den Österreichern zum Tode verurteilt. Als man ihn zum Richtplatz in der Nähe der Bündnergrenze führt, kommt noch einmal sein unbezähmbarer Freiheitsdrang zum Durchbruch: er sprengt gewaltsam seine Handfesseln, schlägt mehrere Kriegsknechte, die den Flüchtenden verfolgen, nieder, erliegt aber schließlich der Übermacht und stirbt. Die Nachricht von der durch seine Braut beim Kaiser erwirkten Begnadigung kommt zu spät.

Man geht wohl nicht fehl in der Vermutung, daß der außerordentlich österreichfreundliche und für die Habsburger begeisterte Dichter seine eigene politische Stellungnahme in der Gestalt Korsins deutlich zum Ausdruck bringen wollte. Die Samnauner sind und bleiben bodenständige Bündner und gute Schweizerbürger, mögen sie durch noch so viele verwandtschaftliche Bande mit ihren österreichischen Nachbarn verbunden sein. Gewiß nehmen sie innigen menschlichen Anteil an den Geschicken ihrer lieben Tiroler Freunde, und wo diese in bittere Not und Bedrängnis geraten, wie zur Zeit des Weltkriegs, da helfen sie ihnen, als ob es ihre eigenen Landsleute und Brüder wären, da ist das Leid der Nachbarn ihr eigenes. Falls aber die politischen Ereignisse nur die Wahl zwischen der Verteidigung oder Verleugnung der Sache Graubündens und ihrer weiteren schweizerischen Heimat übrig lassen, dann kennen sie ihre Pflicht und stellen sich, wenn auch blutenden Herzens ob der Härte dieses Zwangs, auf die Seite ihrer angestammten Heimat.

Braves „Bündnerblut“ besitz (in der gleichnamigen Erzählung) auch der Kommissar Silvester Wolf, der vom Schlosse Kläven (Chiavenna) aus die italienische, damals den Graubündnern gehörende Landschaft Veltlin im Jahre 1524 verwaltet, aber durch allzu große Vertrauensseligkeit den vorübergehenden Verlust von Burg und Land verschuldet und später nach hochnotpeinlicher Untersuchung unter der Anschuldigung des Landesverrats von seinen eigenen Landsleuten hingerichtet wird. Raum hat das Beil seine blutige Arbeit an

dem Unglücklichen getan, als ein Reiter die Nachricht von der Rückeroberung des strategisch wichtigen Plazes Morbegno bringt und als Ergebnis der Untersuchung über den Verlust des Veltlin feierlich verkündet: „Kommissar Silvester Wolf ist kein Verräter.“ — „Da ging ein Schaudern durch die Reihen der Bündner; sie schauten hin auf das Blutgerüst. Der Reiter blickte über die Reihen: ‚Wer ist dort enthauptet?‘ ‚Silvester Wolf‘, tönte es dumpf durch die Reihen. Der Reiter erblaßte und rief: ‚Herr im Himmel! Bündner, ihr habt braves Bündnerblut vergossen!‘“

„General Demont“, das umfangreichste erzählende Werk Carnots, erschien 1907 in erster, 1916 in zweiter Auflage (Zürich, Art. Institut Drell Füßli). Im Untertitel heißt es: „Chronik aus dem Grauen Bund — Krieg und Frieden tut sie kund.“ Demont ist eine geschichtliche Persönlichkeit aus der Zeit der Französischen Revolution und des ersten Kaiserreichs. Dieser geborene Bündner Oberländer, der seine erste Ausbildung an der Klosterschule in Disentis erhielt, sich später für die Schweizergarde in Paris anwerben ließ, aus Ehrgeiz in die revolutionäre französische Armee übertrat, durch die Vermittlung des großen Organisators der republikanischen Truppen, des aus Samnaun stammenden Kriegsministers Lazare Carnot, zum General befördert wurde, bei Gelegenheit des Feldzugs gegen Österreich im Jahre 1799 an der Spitze einer französischen Armee den Boden seiner alten Heimat wieder betrat und seine Landsleute, die kurz zuvor einer Heeresabteilung von Sansculotten eine vernichtende Niederlage beigebracht hatten, zur Unterwerfung zwang, schließlich unter Napoleon es bis zum Divisionsgeneral brachte und 1827 in Paris starb, ist auch nach Darstellung unseres Dichters keine in jeder Hinsicht sympathische Erscheinung. Seinem brennenden Ehrgeiz opfert der hochbegabte Bündner Elternhaus, Freunde und Heimat. Nur die unveränderte Anhänglichkeit an das alte Kloster Disentis und die kindliche Verehrung, die er seinen ehemaligen Lehrern, zumal dem treuherzigen P. Basilus gegenüber zeit lebens bewahrt, vermag uns mit diesem zwiespältigen Charakter einigermaßen auszuföhnen. In den Gestalten des seelenguten P. Basilus und seines nüchtern angelegten Konfraters P. Plazidus sind anscheinend autobiographische Züge und persönliche Beobachtungen des Verfassers aus dem klösterlichen Zusammenleben niedergelegt. Über Basilus urteilt Demont selbst lächelnd: „Ihr habt den Kopf im Herzen.“ Anderseits heißt es von P. Plazidus, er sei ein klarer Kopf gewesen. „Fast zu klar. Wenn man zu scharf schaut, sieht man in jedem Wässerlein Tierlein und ärgert sich.“ Die Leiden des Bündner Oberlandes um die Jahrhundertwende (18./19. Jahrhundert) werden erschütternd und mitleiderregend geschildert. Aber auch die edlen Eigenschaften des armen gequälten Volkes finden an Carnot einen warmherzigen Anwalt, so daß man diesen einfachen Bauern selbst in ihrer tiefsten Erniedrigung seine Hochachtung und Bewunderung nicht versagen kann. Demont, der Titelheld, wird mit sichtlicher Liebe und psychologischem Feingefühl gezeichnet. Man lernt den hochstrebenden Mann verstehen, wenn man seine Handlungsweise auch nicht zu billigen vermag, und wir glauben dem Verfasser, wenn er seinen Helden als letztes Vermächtnis einem Freunde den Auftrag erteilen läßt, das Bündner Oberland von ihm zu grüßen und dort zwei Gräber zu besuchen: das seiner Mutter und das seines treuesten Freundes P. Basilus.

Drei von seinen besten erzählenden Schriften: „Das Fräulein von Zernez“, „Der Kaplan von Selva“ und „Der wilde Mann“ hat Carnot unter dem gemeinsamen Titel „Wo die Bündner Tannen rauschen“ 1913 veröffentlicht (Zürich, Dreß Füßli); sie sind 1925 in zweiter Auflage erschienen. Die erste dieser halb historischen, halb erdichteten Geschichten trägt den Untertitel: „Aus dem Gotteshausbunde“; die zweite: „Aus dem Grauen Bunde“; die dritte: „Aus dem Zehngerichtenbunde“. — Diese drei Bünde, anfänglich getrennt, haben sich im Jahre 1450 zu einem großen Gemeintwesen von freien Bauern und Adelligen zusammengeschlossen, das fortan den Namen Graubünden führte, im Schwabenkrieg 1499 mit Hilfe der befreundeten Eidgenossen seine Unabhängigkeit vom Reiche erlangte, und 1803 in den Verband der Schweizerischen Eidgenossenschaft, zu dem es bisher als sog. zugewandter, d. h. befreundeter, Ort gehörte, als vollberechtigter Stand oder Kanton aufgenommen wurde. Die italienische Landschaft Veltlin, die 1512 in den Besitz Graubündens übergegangen war, ging 1797 dem Bunde und damit auch der Schweiz endgültig verloren.

Von den drei Novellen ist „Das Fräulein von Zernez“ die literarisch wertvollste. Die Erzählung spielt zum Teil im Veltlin, zum Teil im eigentlichen Graubünden und berichtet von den wechselvollen Schicksalen Margaretas, der Tochter des eisenharten Peter v. Planta, des strengen Landeshauptmanns im Veltlin. Margareta, die anfänglich versucht, die feurige Zuneigung des jungen Veltliners Luigi Benosta zu ihr mit „Hobelspänen und Seidenpapier zu löschen“, sieht sich später gezwungen, diesem leidenschaftlichen Feind ihres Vaterlandes mit der ganzen unbeugsamen Entschiedenheit ihres stolzen Charakters entgegenzutreten. Der Übergang des Veltlins an die Cisalpinische Republik von Frankreichs Gnaden rückt zum Schluß die beiden Hauptgestalten in das helle Licht der Geschichte.

Während des Veltkriegs veröffentlichte Carnot „Pulverhorn und Zither und andere Geschichten“ (Einsiedeln, Benziger & Co.). Das kleine, zweihundertdreißigseitige Buch liegt heute in mehreren Auflagen, zum Teil verschiedenen Ausgaben, vor und scheint sich großer Beliebtheit zu erfreuen. Die Titelerzählung führt zurück in das für Österreich verhängnisvolle Kriegsjahr 1859, als die Habsburger Monarchie sich in schwerem verlustreichem Ringen um ihre italienischen Besitzungen abmühte. Der Tiroler Jüngling Xaver, der Seminarist und Priesteramtskandidat, gibt bei Ausbruch des Krieges der Soutane den Abschied, ergreift das Pulverhorn und zieht mit seinen Landsleuten nach Italien. Seiner treuen Schwester Marie, der die Zither lieber ist als das Kriegsinstrument, bereitet der Entschluß ihres Bruders viel Herzeleid, hatte sie sich doch mit dem Gedanken befreundet, den Xaver einst als seine treue Haushälterin mütterlich betreuen zu dürfen. Doch endigt die Geschichte, abgesehen von dem unglücklichen Ausgang des Krieges, gar nicht düster, sondern mit der fröhlichen Verlobung der guten Marie mit dem Militärarzt, der ihren verwundeten, nun bereits in der Genesung begriffenen Bruder behandelt. Der Xaveri selbst aber will nun doch Priester werden, und die anmutige, gemütvollte Erzählung schließt nicht nur mit der frohen Aussicht auf Primiz und Hochzeit, sondern auch mit einer begeisterten Huldigung an den jungen Kaiser Franz Joseph, dessen persönlichem Erscheinen

im Lazarett die glückliche Wendung in den Schicksalen der beiden Geschwister zu danken ist.

In „Zwei Liebesleut“ werden ebenfalls alle Schwierigkeiten, die zwischen den zwei Hauptpersonen sich aufgehäuft haben, schließlich überwunden, und alle drolligen Mißverständnisse lösen sich unter fröhlichstem Lachen in Wohlgefallen auf; denn die „zwei Liebesleut“ sind — Sohn und Mutter, was am Proseßtag des Sohnes, der zugleich der Hochzeitstag seiner Schwester ist, endlich an den Tag kommt. Nur ein Dichter von der tadellosen Lauterkeit und dem sichern Takt Carnots konnte sich die schalkhafte Behandlung eines an sich etwas verfänglichen Motivs erlauben. Man muß es ihm lassen: das Wagnis ist — abgesehen natürlich von der doch wohl nicht wegzuleugnenden Unwahrscheinlichkeit des „Geheimnisses“ — einwandfrei geglückt.

Auch der wackere Bergler Vital, der einzige Sohn einer Witwe hoch oben auf dem Berggut „Hinter Gotterbarm“, feiert endlich, trotz der ihm verhassten neuen Bergstraße, die einen bösen Strich durch seine Rechnung zu machen droht, so daß der Gedanke an diese unliebsame Neuerung ihm zeitweilig „wie Wagensalbe am Hemdärmel klebt“, und trotzdem viele andere Hindernisse ihn und die Kessi, des Bärenwirts Tochter im Tal, arg weit voneinander trennen, doch mit dem reumütigen, durch Schaden klug gewordenen Mädchen glückhafte Hochzeit.

Die übrigen Stücke dieser Sammlung sind sämtlich kurze Skizzen von 10 bis 20 Druckseiten, aber gerade sie verraten in ihrer prägnanten Fassung und durch den Reichtum an edlen Gedanken und treffenden Vergleichen den geborenen Dichter. Hier muß sich der Referent in der Hauptsache mit einer Wiedergabe der Überschriften begnügen: „Vio-landas Weihnachtssnovellen“, „Die Mutter des Admirals“ (Tegetthoff), „Der alte Tiroler“, „Das Größte aber ist die Liebe“. — Die zwei letzten Skizzen sind Kriegserzählungen aus der jüngsten Vergangenheit, in denen das blutige Welt drama nicht den Gegenstand, sondern nur den düstern Hintergrund oder Rahmen bildet. Erschütternd liest sich insbesondere die Geschichte von dem alten Tiroler, der vier Söhne im Felde stehen hat, nun zu Hause selbst alle schwere Arbeit tun muß und eines Tages über die Schweizer Grenze kommt und die vier Rechen seiner Söhne feilbietet.

Carnot hat noch manche andere Kriegsgeschichten geschrieben, von denen eine, „Das Recht der Toten“ (Einsiedeln, Benziger & Co.), sich dadurch von den übrigen abhebt, daß sie im großen und ganzen heiter und anmutig gehalten ist, so daß der Dichter sie im Untertitel „Ein Friedensbild aus der Kriegszeit“ nennen konnte. Da wird von einer tapfern jungen Schweizerin berichtet, die das Herz auf dem rechten Fleck hat. Es ist die Wirtstochter Toni im „Roten Adler“ in der sog. Dreiländerecke nicht weit von Basel. Die Toni hat vor dem Krieg einen braven jungen Tiroler kennen gelernt und sich mit ihm verlobt. Nun bleibt sie ihrem Franzl, auch nachdem er in den Krieg gezogen ist und kaum noch eine Aussicht besteht, daß sie sich auf dieser Welt wiedersehen, unerschütterlich treu. Sie hat von ihm aus dem Feld einen wunderschönen Brief bekommen, den der Franzl am Abend vor einem großen Angriff gegen die Russen in der Ahnung seines frühen Todes geschrieben hat. Den Brief zeigt sie ihrem alten Beichtvater P. Leo im nahen Wallfahrtsort Mariastein. Sie möchte sicher sein, daß sie nichts Unrechtes tut, wenn sie die Angehörigen des armen Franzl in Tirol aufsucht und sie tröstet. Sie reist dann wirklich hin und bringt Sonnenschein in das traurige Leben von Franzls Eltern und Geschwister, da sie ihnen wie eine gute Tochter und Schwester bei der Arbeit hilft, sie seelisch aufrichtet und wundervoll tröstet. Als aber

der jüngere Bruder des gefallenen Franzl, der Poldi, ein armer Kriegsinvalid, ihr in allen Ehren einen Heiratsantrag macht, da schlägt sie ihm die Bitte zwar ab, doch nicht etwa wegen seiner Verwundung, sondern weil ihr Herz dem Franzl gehört. Und um den Poldi zu trösten, spricht sie ihm „so weich und entschieden, so erdhast-nützlich und so himmlisch-schön ins Herz, daß er erst still, dann trüb, dann endlich froh wurde: Ja, Toni, du wirst recht haben, das Recht der Toten!“

Die Stelle, wo die treue Toni dem alten P. Leo den Brief ihres Franzl zeigt, um seinen Rat zu erhalten, ist von einer rührenden Naivität. P. Leo will zuerst nicht auf die Bitte eingehen und meint: „Weißt, Toni, Liebesbriefe sind sonst nicht meine geistliche Lesung —.“ „Toni wurde feuerrot — sie hatte ja sogar drunten vor der Gottesmutter, vor der unbefleckten Schmerzensmutter solchen Liebesbrief gelesen. Und gemeint, es sei Gebet! Und das nicht einmal gebeichtet!“ — Dann aber faßt sie sich doch ein Herz und erwidert: „P. Leo, ob's ein Liebesbrief ist, weiß ich nicht ganz sicher. Aber bitte, bitte lesen! Und laut lesen! Und mir dann die Leviten lesen, wenn was Unrechts dran ist. Ich bin zu Tod froh, wenn ich in der Sache Ruh krieg —.“ Als dann aber der gute Pater den ergreifend schönen Brief des Franzl laut liest, wo u. a. das treuherzige Geständnis steht: „An Schlechts hab ich nie kei Freud gehabt zu denken. Aber zeit ich im Krieg bin, hab ich nur an Gutes mehr gedenkt. Von dir geht mir das leicht. Im ‚Roten Adler‘, wo ich dir hab kennen gelernt, hascht mir nur ein gutes Beispiel geben“, da sagt nun selbst der erfahrene Seelenführer zu Toni: „Aber hättest ihm doch schreiben dürfen, du Kind du, einem so braven Kerl!“ Und dann meint er sogar, er habe mit diesem Brief etwas Heiliges in der Hand, und kann vor Rührung nicht mehr weiter lesen. Beim Abschied sagt er zu ihr scherzend: „Gelt, 's Herzli ist so ziemlich österreichisch“, worauf Toni erwidert: „Nein, 's ist schweizerisch! Aber dann schon auch tirolerisch und österreichisch, schon wegen dem guten Franzl.“

Einen ganz andern Charakter als die bisher besprochenen erzählenden Schriften Carnots hat „Roswitha. Eine Klostergeschichte“ (Zürich, Drell Füßli). Das freundlich ausgestattete Buch ist der Prinzessin Hildegard von Bayern gewidmet. Die poetische Widmung trägt das Datum: Disentis, Mai 1919. — Das Leben und literarische Schaffen der großen mittelalterlichen Dichterin Roswitha von Gandersheim wird hier von dem ihr geistesverwandten Verfasser in fesselnder, edler Darstellung umrissen. Die hochgebildete, kluge Äbtissin Gerberga, ihre nahen Verwandten, die drei Ottonen, die Kaiserinnen Adelheid und Teophano, ihr eigener unglücklicher Bruder Heinrich der Zänker und viele andere geschichtliche Persönlichkeiten spielen alle ihre gewichtige oder mehr nebensächliche, aber doch immer recht beachtenswerte Rolle. Auch der Humor fehlt nicht und kommt in der Gestalt des alten trinkfesten Ritters Golf, der bei jedem neuen Becher allen, die es hören wollen, versichert, im Kloster herrsche ein guter Geist, in einer die Anhänger der Abstinenzbewegung allerdings nicht restlos befriedigenden Weise zum Ausdruck. Vielleicht steckt in keinem andern Werk Carnots so viel psychologische Feinheit, Menschenkenntnis und reifes, gütiges Urteil über die verschiedenartigsten Geistes- und Charakteranlagen wie in „Roswitha“.

In seiner größeren Erzählung „Der Landrichter“ (zusammen mit „Bündnerblut“ im Verlag Anton Gander in Hochdorf, Kanton Luzern, erschienen) kehrt Carnot wieder in seine Heimat und noch besonders in sein liebes Bündner Oberland zurück.

Klaus Meissen, der als einfacher, aber schon damals gewalttätiger bündnerischer Häschler im Veltlin unter dem Landeshauptmann Anton v. Salis seine amtliche Laufbahn beginnt, später dank seinen ungewöhnlichen Fähigkeiten, aber noch mehr mit Hilfe seines rücksichtslosen Strebertums von Stufe zu Stufe steigt, bis er als gefürchteter Tyrann seine eigenen Mitbürger beherrscht und knechtet und endlich dem Rachedurst seiner zahlreichen politischen und persönlichen Gegner erliegt, ist eine Kraft- und Herrennatur von Niegsschen Ausmaßen. Gewalttätig, herzlos und hart bis zur Grausamkeit, wo es um Macht, Ehre, Reichtum und Ansehen geht, schreckt er vor keinem Mittel zurück, wenn es gilt, einen lästigen Gegner zu beseitigen, den Widerstand des Volkes, ja selbst des Gotteshauses Disentis, zu brechen, kurz ein festgesetztes Ziel zu erreichen. Dieser Herrenmensch bleibt indes trotz allem seinem katholischen Glauben treu und betet, nicht etwa um von seinen Wählern gesehen zu werden, sondern zu Hause in seiner Familie, jeden Tag den Rosenkranz. Meissen wird Landammann, Landrichter, dann Landeshauptmann, schließlich unbeschränkter Gebieter des ganzen Bündner Oberlandes. Alles zittert vor dem Gewaltigen. Aber von der schwindelnden Höhe erfolgt auch der unvermeidliche erschütternde Sturz in die Tiefe. Immer zahlreichere Gegner und haßerfüllte Feinde erheben sich gegen ihn. Schließlich steht das ganze Land gegen ihn auf: er wird auf offener Gemeinde zum Landesfeind und als vogelfrei erklärt, und flüchtet nach Chur. In der Nähe der Hauptstadt fällt er auf einem Ausritt unter den Kugeln von dreien seiner erbittertesten Feinde, die sich um die Ehre streiten, das Land von dem verhassten Menschen zu befreien. Einer der Mörder ist der Sohn des Veltliners Angelo, den der Landrichter einst als Büttel in roher Weise mißhandelt hatte.

Carnot hat es dem Leser wirklich nicht leicht gemacht, die Lektüre dieser Erzählung, wenn einmal begonnen, wieder abzubrechen; denn „Der Landrichter“ ist so spannend, kühn und hinreißend lebensvoll geschrieben, daß man von dem Buche nicht mehr loskommt. Im „Landrichter“ steckt mehr dramatische Wucht und Kraft, mehr Geschlossenheit und Zielstrebigkeit der Handlung, als in irgend einem der für Dilettantentheater bestimmten Bühnenstücke des Verfassers. Ubrigens hat Carnot den Stoff in der Tat auch dramatisch behandelt, aber nicht in deutscher, sondern in seiner lieben rätoromanischen Sprache. Das Stück gilt als das beste Drama, das in dieser kleinen Tochtersprache des Lateinischen je geschrieben wurde. Ein Freund des Dichters, Dompfarrer Caminada, hat es ins Deutsche übersetzt.

Verhältnismäßig spät, 1914, hat Carnot seine „Gedichte“, in einem stattlichen Bändchen vereint, dem Urteil der großen Öffentlichkeit unterbreitet; 1920 sind sie in 2. Auflage (3. bis 5. Tausend, Zürich, Drell Füßli) erschienen. Daß der schlichte Ordensmann ein ursprünglicher, phantasiebeschwingter, ungekünstelter Dichter ist, dürften allerdings schon die Würdigung seiner prosaischen Werke und die gelegentlich daraus mitgeteilten kurzen Proben verraten haben. Insbesondere wäre es lohnend, einmal eine Auslese aus den prachtvollen, ganz eigenartigen Vergleichen zusammenzustellen, an denen seine erzählenden Schriften so reich sind.

In den Gedichten nun kommt die poetische Ader des Bündner Sängers vollends in Fluß; alle Gegenstände, die sein Zauberstab berührt, werden hell

und erstrahlen in Schönheit. Heimatliche Stoffe sind auch hier bevorzugt: Elternhaus und Dorf, die Wälder, Fluren, Bäche und himmelansteigenden Berge, das traute Kloster und der junge Rhein, Gottes große weite Natur im Wechsel der Jahreszeiten, die Tierwelt und Pflanzenwelt, markante Gestalten aus der vaterländischen Geschichte, eigene Erlebnisse aus der Jugendzeit, den Studienjahren, dem klösterlichen Zusammenleben, endlich Stimmungen, Erfahrungen und Leiden des Seelenhirten und Lehrers. Ganz besonders wird er nicht müde, in immer neuen Wendungen seiner innigen Dankbarkeit, Liebe und Verehrung gegenüber der verstorbenen Mutter einen zugleich kindlich edlen und dichterisch formschönen Ausdruck zu geben. In der ersten Abtheilung („Herz und Heimat“) finden sich ungefähr 20 Lieder, die entweder direkt der Mutter gewidmet wurden oder in denen ihrer neben andern geliebten Personen dankbar und treu gedacht wird. In dem längeren Gedicht „Die Paradiesesgrenze“ schildert der Sänger in wohlklingenden Strophen, wie er als Knabe für einige Zeit vom Vaterhause scheiden mußte, um die ferne Schule zu besuchen, und die gute Mutter ihm beim Abschied sagte, er möge sich an die Wand hinstellen, sie wolle durch ein Strichlein anmerken, wie groß er jetzt sei, um dann nach seiner Rückkehr übers Jahr zu sehen, um wieviel er größer geworden.

Ich fühlte dann auf meinen Locken
Hinzittern ihre heiße Hand;
Ich hörte dann ob meinem Scheitel
Den Stift hinrauschen an der Wand.
Dann sahn wir beide auf das Zeichen:
Wie war ich noch so jung und klein!
Und sollte fort — da schloß die Mutter
Mich lang in ihre Arme ein.

Am andern Tage muß' ich scheiden,
Da blies vom Berg ein kalter Wind.
Ich ging, um groß und froh zu werden,
Wie Menschen groß und glücklich sind.
Doch wissen möcht' ich, ob das Zeichen
Noch sichtbar ist an jener Wand,
Die Grenze meines Paradieses,
Gezeichnet von der Mutterhand.

Auch das verstorbene Schwesterchen bleibt ihm in der Erinnerung immer nahe. Einmal bekommt er „Besuch von jenseits“, und das Schwesterlein spricht zu ihm:

„Lieb Brüderchen, nicht traurig sein!
's ist schön im Paradiese,
Viel schöner, als beim Sonnenschein
Auf einer Blumentwiese.“

„Ich denk' im Himmel auch an dich,
Ich denk' an alle Lieben.
D glaub's, sonst wär' ich sicherlich
Rein Stündchen dort geblieben.“

Da bat ich leis mein Schwesterlein:
„Flieg jeden Tag hernieder!“
„Nein, Brüderchen, das darf nicht sein,
Ich komme nicht mehr wieder.“

„Sonst fragen sie im Himmel mich,
Ob's mir dort nicht gefalle.
Leb wohl, es grüßen alle dich
Vom Vaterhause, alle.“

„Das weißt du wohl, geht jemand fort
Und bleibt er dann verschwunden,
So sagen sie: An jenem Ort
Hat er sein Glück gefunden.“

„So ist's im schönen Himmel auch —“
Und finster ward's; ich meinte,
An meine Wange käm' ein Hauch,
Ich wachte auf und weinte.

Seine dichterische Begabung betrachtet der Sänger als ein, zwar bescheidenes, aber ihm teures, kostbares Geschenk des Himmels, für das er demütig Gott dankt und um dessen fruchtbringendes Gedeihen er mit der gleichen Inbrunst betet wie der Bauer um eine gute Ernte.

Beim Bittgang.

Ein Bittgang zieht im Tale drunten,
Die Fahnen flattern in der Luft;
Den Zug, den betenden, den bunten,
Umweht der Schollen Lenzesduft.

Sie flehn um Sonnenschein und Regen,
Daß ihre Herden gut gedeihn,
Daß sich die Tenne füll' mit Segen,
Der Krug sich füll' mit Milch und Wein.

Vom Fenster schau' ich sinnend nieder
Und sehe schon den Sensesglanz

Und höre schon die Aplerlieder,
Es duftet schon der Erntekranz.

Dann schau' ich auf das Büchlein nieder,
Das auf dem Fensterbalken ruht;
Es sind nur meine armen Lieder,
Und doch mein einzig Erdengut.

Demütig falt' ich meine Hände
Auf meiner Lieder warmem Hauch:
„Herr, laß gedeihen ihr Gelände
Und meine kleine Scholle auch!“

Als er von seiner „alten Zither“ scheidet — sein Lieblingsinstrument —,
da mahnt er sie vertraulich:

D sag es niemand, was ich sagte,
D klag es niemand, was ich klagte!
Du weißt, Mißtöne tuen weh,
Dir sagt' ich alles, du hast alles
Hinabgesenkt ins Grab des Schalles,
Wie Steine in den dunklen See.

Bald muß ich fort, du bleibst als Waise,
Du kannst nicht mit, wohin ich reise,
Du bist's allein, die mich vermißt.
Du sollst nicht klagen, sollst nicht grollen,
Nur deine Saiten still entrollen,
Daß man uns beide bald vergißt!

An Tod, Grab und Abschied von allem Irdischen denkt der Dichter unzählige Male, aber nie in düsterer Furcht und zitternder Angst, sondern immer wie man an gute Bekannte, an Heimat und Frieden denkt. Darum verkehrt er zur stillen Nachtzeit in Gedanken gern mit den Geistern heimgegangener lieber Freunde, wie er das in „Zwei Scholaren“ so überaus stimmungsvoll darstellt. Nachdem ihm die zwei verstorbenen ehemaligen Schüler von ihren späteren Schicksalen erzählt haben, spricht er freundschaftlich zu dem einen, zu Hugo, dem „Träumer“:

„Weißt du, wie ich dir die Locken streich mit ehrfurchtsvoller Hand,
Weil dir eine goldne Harfe in der reinen Seele stand?
Weißt du, wie ich sprach am Abend: Kind, du leidest in der Welt;
Sie verheißt dir mehr als andern, weil sie dir das Wort nicht hält.“
„Träumer, hast du viel gelitten?“ — Doch er stürzt an meine Brust:
„Lieber Lehrer, meine Lieder wandelten das Leid in Lust.
Zog ich wie ein Weltverbannter einsam meine stille Bahn:
Spiel der Wellen, Spiel der Harfen führten heimwärts meinen Kahn.“
„Gleich, komm, wir müssen wandern, unsre Sterne stehn am Wald.
Lieber Lehrer, wir erwarten in der Ewigkeit dich bald —“
Auf dem alten Buche zittert meiner Ampel gelber Schein;
Stille Nacht in meiner Zelle, und im Tale rauscht der Rhein.

Um diese Dichtung in ihrer vollen Schönheit zu würdigen, muß man sie allerdings ungekürzt lesen und genießen können. Von einer vollständigen Wiedergabe wurde hier aus Raumangel und dann auch aus dem Grunde abgesehen, weil so vielleicht mancher Leser der „Stimmen“ sich um so eher „gezwungen“ sieht, Carnots Gedichte in seine Bibliothek einzustellen. — Ein kurzes stimmungsvolles Abendlied soll dagegen ungekürzt wiedergegeben werden.

Abendtrost.

Mit den frühen Morgenstunden
Hat die Art gehallt.
Aus den wildzerhackten Wunden
Blutet müd der Wald.

Manche Bügeln sind verflogen,
Manches Lied zerdrückt,
Manche Büsche sind gebogen,
Mancher Stamm zerstückt.

Über schwächer schlägt und schwächer
Nun die Art — und ruht.
Auf der Tannen grüne Dächer
Rieselt Abendglut.

Und die milde Nacht sinkt nieder,
Und ein Traumwind weht,
Und die Vöglein kehren wieder
Zu dem Nachtgebet.

Bei all ihrem Reichtum an Stimmungszauber und musikalischem Wohlklang verlieren sich Carnots Lieder nie in leere, weichliche Träumerei, in nutzloses Klagen, in bittere Wehmut. Selbst „Abendstimmung“, eine der zartesten, duftigsten und feinsten Poesien des ersten Teils, schließt mit dem einen, großen Gedanken, der das ganze Leben und Schaffen des priesterlichen Dichters beherrscht und verklärt:

Von ferne klang die Abendglocke,
Weich wie ein Lied, vom Wind verweht;
Da schwand das Dorf, wie eine Flocke,
Die am besonnenen Strauch zergeht.

So war's, so wird's mir heute wieder:
Gespielt, gelebt, so lange Zeit.
Der Tag ist hin, die Sonne nieder,
Nun geht's feldein zur Ewigkeit.

Im zweiten Teil, „Balladen und Bilder“, scheiden Herz und Heimat zwar nicht aus — das würde einem Manne wie P. Maurus Carnot auch gar nicht gelingen, selbst wenn er es anstrebte —, aber sie treten gegenüber der theologischen Gelehrsamkeit und klassischen Bildung des Disentiser Professors doch merklich zurück. Hier entnimmt Carnot seine Stoffe hauptsächlich der Heiligen Schrift, den Festen des Kirchenjahres und der christlichen Legende („Die Trauer des Engels“, „Der Adamide“, „Prophetengrab“, „Maria, fürchte nicht“, „Die Mutter des Herrn“, „Pfingsten“, „Vision vor Damaskus“, „Des hl. Hieronymus Meerfahrt“ u. a.), gelegentlich auch der mittelalterlichen und neueren Literaturgeschichte („Lasso“, „Heinrich Frauenlobs Rosen“, „Luisa Hensels Rosenstock“, „Österreichs Sängerin E. v. Handel-Mazzetti“ u. a.), endlich, und nicht zum wenigsten, der Geschichte und klassischen Literatur der alten Griechen und Römer („Empedokles“, „Trebonius“, „Cäsars Grammatik“, „Cäsars Gedichte“, „Das Haupt des Brutus“). Die Dichtungen des zweiten Teils sind durchweg umfangreicher als die des ersten, in der Form feierlicher, getragener und, wenn möglich, noch untadeliger bezüglich prosodischer Korrektheit, dazu nicht selten mit einem Stich ins Rhetorische und schwungvoll Pathetische. Einige von ihnen dürften sich für die schulmäßige Deklamation, zumal an humanistischen Gymnasien, hervorragend eignen. Wer indes nach den dichterisch kostbarsten, ursprünglichsten und echtesten Perlen in Carnots Gedichten Ausschau hält, der wird sie zumeist im lyrisch gehaltenen ersten Teil finden.

* * *

In einem seiner schönen Lieder aus „Herz und Heimat“, das er mit *Deo gratias!* überschreibt, gesteht der priesterliche Sänger:

Es kam oft pochend vom Parnas
Mit jungem Blütenzweig die Muse;

Da sprach ich *Deo gratias*
Viel froher als beim Königsgrüße.

Wenn heute der 63jährige Dichter am Abend in der stillen Klosterzelle sein ganzes gesegnetes literarisches Schaffen überblickt, dann darf er wohl freudigen Herzens den altehrwürdigen christlichen Spruch *Deo gratias!* wiederholen; denn es ist eine stattliche und kostbare Ernte, die ihm vom Himmel beschieden war, es sind volle, reife Garben, die er in den dreißig Jahren seiner

schriftstellerischen Tätigkeit, neben aller anstrengenden Arbeit für die Schule, einbringen konnte.

Unter den schweizerischen deutschsprachigen Lyrikern der Gegenwart wußte ich keinen, der sich an Tiefe und Geschlossenheit der weltanschaulichen Auffassung, an Stimmungsgehalt und Formschönheit der Werke und an dichterisch fruchtbaren Gedanken mit Carnot messen könnte. Als Erzähler wird er höchstens von Heinrich Federer, Ernst Zahn und dann vielleicht innerhalb gewisser Grenzen von dem bereits verstorbenen Jakob Christoph Heer übertroffen. Aber auch nur im eigentlichen Roman, während Carnot sowohl Zahn wie Heer in der volkstümlichen Heimaterzählung und in der knappen historischen Skizze unstreitig überragt. Den Roman hat er übrigens, wenn man von seinem „General Demont“, über dessen Zugehörigkeit zu einer bestimmten Erzählungsart man streiten kann, absteht, überhaupt nicht gepflegt. Sein dramatisches Schaffen beschränkt sich auf Arbeiten für die Schul- und Vereinsbühne, so daß sich hier ein Vergleich mit den Erzeugnissen anderer Autoren, wie etwa des erfolgreichen schweizerischen Bühnendichters Arnold Ott, zum vornherein erübrigt.

„Modern“ im Sinne oberflächlicher Sensation, eitler Neuerungsucht und lüfterner Gemeinheit ist Carnots Muse allerdings nicht. „Eines tröstet mich“, schrieb er mir in einem gütigen, aufschlußreichen Brief, „daß ich mit keiner Zeile gegen die Moral und gegen echtes Volkstum gesündigt habe. Und daß ich vor Literatur-Größen und -Götzen nie ins Knie gesunken bin.“ Auch von der krankhaften Problemsucht vieler, über alles vernünftige Maß gepriesenen und gefeierten, zeitgenössischen Poeten und Schriftsteller ist bei dem seelisch gesunden Bündner Heimatdichter keine Spur zu finden.

Wer jedoch aus dem Fehlen moralischer Krankheitserrscheinungen und ethisch-ästhetischer Gliederverrenkungen in Carnots Schöpfungen, ganz besonders auch aus seiner bewunderungswürdigen Gewandtheit, Sicherheit und Eleganz im sprachlichen Ausdruck bei unserem Sänger auf einen Mangel an echtem Künstlertum schließen wollte, der würde Carnot schweres Unrecht tun und seinerseits jedes tiefere Erfassen der dichterischen Eigenart des priesterlichen Sängers vermissen lassen. Jede Kunstschöpfung — und dazu darf man auch ein kürzeres, aber in seiner Art vollendetes Gedicht rechnen — setzt geistiges Ringen und Kämpfen, setzt Opfer und Entsagung, setzt Stunden seelischen Gedrücktheits und quälender Unruhe voraus, von denen der nüchterne Alltagsmensch keine Ahnung hat. Dieses innerliche Arbeiten und aufreibende Sichabmühen braucht nicht notwendig in schreiartigen Tönen, unartikulierten Lauten, hilflosem Gestammel sich zu äußern, wie dies manche Vertreter des heute nun doch in der Hauptsache überwundenen literarischen Expressionismus für unerläßlich erachteten. Aber es ist oder war doch vorhanden, wo immer ein echter Dichter sich schaffend betätigt. Daß auch selbst einer so harmonisch gestimmten Künstlernatur wie der unseres Bündner Sängers trotz den schlichten Stoffen, die Carnot bevorzugt, trotz der spielenden Leichtigkeit, mit der er die Sprache sich dienstbar macht und die ganze äußere Formgebung meistert, und endlich trotz seiner gefestigten Weltanschauung und seiner Zugehörigkeit zu einem Orden, der die künstlerischen Bestrebungen seiner Mitglieder von jeher in weitherziger Weise förderte, solche Kämpfe nicht erspart

geblieben sind, hat er im Gedicht „Kind, du sollst mich nicht beneiden“, dem letzten der Abteilung „Herz und Heimat“ offen bekannt. Wer immer die Poesien dieses idealgerichteten, ungekünstelt religiösen und wahrhaft gottbegnadeten Dichters nicht nur flüchtig durchliest, sondern einführend erfasst und in sich aufnimmt, wird ihn verstehen, wenn er da nach Aufzählung der quälenden Traumbilder, die der Seherblick des Sängers in nächtlich stiller Zelle schaut, sein Geständnis in die Verse ausklingen läßt:

Und so kommen sie gezogen,
Leidgestalten ohne End,
Gehn vorbei am Fensterbogen,
Wenn im Dorf kein Licht mehr brennt.

Kind, du sollst mich nicht beneiden!
Weißt du, was mein Auge sieht?
Möge dir der Herr bescheiden
Nächte ohne Lied!

(Gedichte, 2. Aufl. S. 128.)

Mois Stockmann S. J.